

Was bleibt von Jesus Christus?

1. Was bleibt von Jesus Christus? fragt *Rudolf Augstein* alle Jahre wieder im Spiegel. Und aus Facts, Forschungsergebnisse, Vermutungen, Meinungen und eigene Wertungen entwirft er seine Sicht der Dinge.

Da diese Frage jedoch nicht nur den "Spiegel" sondern auch uns bewegt, hat die *Fachgruppe Theologie/Ev. Religionspädagogik* diesen Problemkreis im WS 1999/2000 aufgenommen und Wissenschaftler aus Göttingen, Kassel und Marburg gebeten, in einer Ringvorlesung aus ihren Arbeitsgebieten zu berichten und Stellung zu beziehen.

Dabei wurde deutlich, - wie *Alt- und Neutestamentler* die Frage: Was bleibt von Jesus Christus? durch immer neue Textanalysen und Interpretation zu klären trachten, - die *systematische Theologie* nach Formulierungen und Einsichten sucht, die ein angemessenen Verständnis in Vergangenheit und Gegenwart ermöglichen und die *Kirchengeschichte* nach dem Verhältnis von Kirche und Jesus Christus im Zeitenlauf fragt.

Der *Religionspädagogik* fällt – meiner Meinung nach - in diesem Chor die schwierigste Aufgabe zu. Sie kann die Frage: Was bleibt von Jesus Christus? nicht, wie das die anderen theologischen Disziplinen gewohnt sind, in gelehrter Arbeit tief in die Bücher einer Bibliothek versunken stellen, um das Ergebnis dann in einem wissenschaftlichen Vortrag oder einer Fachzeitschrift zu veröffentlichen.

Das *Gegenüber der Religionspädagogik*, die junge Generation, ist viel zu ungeduldig, viel zu wißbegierig, als dass sie viel Zeit zum Argumentieren und Erklären ließe. Schülerinnen und Schüler stellen die Frage in ihrer Sprache: Was ist dran an Jesus Christus? und fordern eine eindeutige, für sie verständliche Antwort haben.

2. Und wenn sie fragen: **Was ist dran an Jesus Christus?** nützt es wenig, wenn die Religionslehrerin, der Religionslehrer sagt: Das müssen wir sehr differenziert betrachten! Oder: Es gibt Fragen, auf die es keine einfachen

Antworten gibt! Oder: Die Menschen damals hatten ein ganz anderes Weltbild. Um sie zu verstehen, müssen wir uns in ihre Denkstrukturen hineinversetzen.

Solche Überlegungen halten Schülerinnen und Schüler letztlich – und darin gleichen sie Rudolf Augstein oder vielleicht besser: gleicht Rudolf Augstein ihnen –solche Überlegungen halten sie für Ausreden, für Ausflüchte, für Versuche, einer eindeutigen Antwort auf ihr: Was ist dran an Jesus Christus? auszuweichen.

Und weil sie überzeugt sind, dass es auf jede Frage eine Antwort gibt, suchen sie selbst Antworten, wo unsere Antworten sie nicht überzeugen.

3. 1992 hat *Heiner Barz* eine Untersuchung zu “**Jugend und Religion**” vorgelegt.¹ In Band 2 dieser: Studie: “Postmoderne Religion – Die junge Generation in den Alten Bundesländern” haben Jugendlichen sich vielfältig zu Jesus geäußert und aus ihrer Sicht Antworten auf die Frage: Was was ist dran an Jesus Christus? gegeben:

Für sie ist Jesus

- ein *charismatischen Führer*, der wie Chomeini oder Bhagwan eine eindrucksvolle Ausstrahlung hatte,
- ein *Wohltäter*, der den Ärmsten und Hoffnungslosen half,
- ein *Gerechter*, der die Bösen bestraft,
- ein *Sozialrevolutionär* wie Marx, Che Guevara oder Martin Luther King,
- ein *Hellseher*, der über die Gabe der Präkognition verfügte,
- ein *Heiler*, der durch psychologische Fähigkeiten psychosomatische Krankheiten kurrierte,
- ein *Vorbild*, indem er konsequent mit seiner Lebensphilosophie Ernst machte,
- ein *Märtyrer*, der für seine Überzeugungen gestorben ist,

- *einen Guru* mit einem hohen Bewußtseinsstand – wie Krishna, Laotse, Buddha oder Charles Manson (!)
- *ein Allround-Genie*, der auf sehr vielen Gebieten “unheimlich viel gemacht” hat.”

Schon ein erster Überblick über diese bunte Palette macht deutlich, wie weit diese Deutungsversuche von traditionellen christologischen Bildern und Symbolen abweichen und dass sie kaum Ergebnis religionspädagogischer Bemühungen des Religions- oder Konfirmandenunterrichts sind. Eher, und hier schließt sich der Kreis und erklären sich die Zusammenhänge, findet sich eine Sicht der Dinge, wie sie im Spiegel, Stern oder bei Bravo zu finden ist und wohl auch von Rudolf Augstein entfaltet wird.

Um so dringlicher stellt sich der Religionspädagogik die Aufgabe, die Frage: Was bleibt von Jesus Christus? mit Hilfe der anderen theologischen Disziplinen verständlich zu beantworten, um mit Schülerinnen und Schülern über diese Antwort in ein Gespräch zu kommen.

4. Aber die Frage: Was bleibt von Jesus Christus? hat für die Religionspädagogik, für Religionslehrerinnen und Religionslehrer einen weiteren interessanten Aspekt, der sich aus den Antworten der Jugendlichen ergibt und durch empirische Untersuchungen und in seiner ganzen Tragweite deutlich wird.

Allen Religionspädagogen, die viele, vielen Religionsstunden für ihre Schülerinnen und Schülern planen, vorbereiten, gestalten und durchführen stellt sich natürlich auch die **Frage nach dem Erfolg** ihrer Bemühungen. Was bleibt von Jesus Christus? bei Schülerinnen und Schülern als Erfolg unseres Religions- oder Konfirmandenunterrichts?

Empirische Untersuchungen zu dieser Frage sprechen eine deutliche Sprache: Schon 1964 klagte der Psychologen Albert Görres: “Jedes Kind von 6 bis 16 Jahre erhält in Schule und Kirche etwa tausend Stunden religiöse Unterweisung. Statistisch läßt sich erheben, daß der gewonnene Informationswert fast gleich Null ist. Viele wissen gar nicht, um was es beim christlichen Glauben überhaupt geht. Das existentielle Ergebnis dieses Unterrichts läßt sich empirisch überhaupt nicht feststellen.”²

Rudolf Schmitt schließt seine 1971 veröffentlichte Untersuchung “Religiöse Erziehung – ohne Erfolg?”³ mit einer resignierten Feststellung: “Obwohl wir

... bestrebt waren..., den Erfolg der religiösen Erziehung zu verbessern, wird die Mißerfolgsquote in diesem Bereich wahrscheinlich immer höher liegen als in anderen Bereichen der Erziehung. Vielleicht ist es dann doch tröstlich zu wissen, daß – theologisch gesehen – der Erfolg der religiösen Erziehung letztlich nicht in der Hand der Menschen liegt.”⁴

Die Aufgabe, der Religionspädagogik, ist also eine zweifache:

- Sie muß zum einen versuchen, die Frage: Was bleibt von Jesus Christus? im Gespräch mit den anderen theologischen Disziplinen inhaltlich so beantworten, daß sie mit der jungen Generation über diese Antwort ins Gespräch kommen kann.
- Zum anderen sollte sie selbstkritisch fragen: Was bleibt nach allem religionspädagogischen Bemühen von Jesus Christus im Bewußtsein der jungen Generation und worin sind Erfolg oder auch der Mißerfolg religiöser Erziehung begründet?

Diese beiden Fragen lassen sich kaum theoretisch vorantreiben. Es soll daher versucht werden, sie in Auseinandersetzung mit den großen religionspädagogischen Entwürfen der letzten Jahrzehnte zu entfalten.

5. Nach dem Zusammenbruch 1945 gab es kaum eine gesellschaftliche Institution in Deutschland von der die Menschen mehr für den dringend notwendigen Neuanfang erwartete als von den Teilen der christlichen Kirchen, die der Diktatur Widerstand geleistet hatten. Ihnen traute man zu, einen wesentlichen Beitrag zur Erziehung einer neuen Generation zu leisten. Daher übergab man den Kirchen die inhaltliche Verantwortung für den Religionsunterricht, der gleichzeitig als ordentliches Lehrfach im Grundgesetz festgeschrieben wurde.

Die Kirchen übernahmen die ihnen zugedachte Aufgabe, obwohl führenden Religionspädagogen dieser Zeit die Bezeichnung Religionsunterricht ablehnten und wie *Helmut Kittel*⁵ lieber von “**Evangelischer Unterweisung**” sprachen. Damit folgten sie Überlegungen *Karl Barths*, der aus theologischen Gründen Religion mit “Unglaube” gleichsetzte und ohne Einschränkung sagen konnte: “*Religion ist eine Angelegenheit, man muß geradezu sagen, die Angelegenheit des gottlosen Menschen...*”⁶

“Evangelische Unterweisung” wollte nicht Religionsunterricht und möglichst überhaupt nicht Unterricht sein. Sie zielte nicht auf Lehren und Lernen, sondern verstand sich, als ‚*Weisung unter das Evangelium*‘. Ihre Ausdrucksformen waren Predigt und Verkündigung, die liturgisch gerahmt mit Gebet, Bekenntnis und Liedern gestaltet wurden. Evangelische Unterweisung wollte sich keinesfalls in die Schule und ihren Unterricht integrieren, sondern verstand sich als “Kirche in der Schule”.

Die Frage: Was bleibt von Jesus Christus? war für die Religionspädagogen dieser Zeit eindeutig in der Auseinandersetzung mit den Deutschen Christen und dem Nationalsozialismus geklärt und in der “Theologischen Erklärung” der Bekenntnissynode von Barmen 1934 festgeschrieben worden:

“1. Jesus Christus, wie er uns in der heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.”⁷

Hier wie auch im zweiten Artikel der Barmer theologischen Erklärung gelingt es Theologie und Kirche in Aufnahme der Probleme, die sich aus der konkreten Lebenssituation ergeben, die Frage: Was bleibt von Jesus Christus? für viele Menschen überzeugend und als Grundlage ihres Denkens und Handelns zu beantworten.

So heißt es in Artikel 2 weiter: *“Wie Jesus Christus Gottes Zuspruch der Vergebung aller unserer Sünden ist, so und mit gleichem Ernst ist er auch Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben; durch ihn widerfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen. Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürften.”⁸*

Evangelische Unterweisung verstand sich als Weisung unter diese Botschaft als Anspruch und Zuspruch. Es ging um Verkündigung nicht um Lehren und Lernen. Deshalb sollte der Lehrer auch nicht Lehrer sein, sondern Zeuge und Verkündiger des Evangeliums. Er hat seinen Auftrag nicht aus den Aufgaben der Schule oder Pädagogik sondern soll sich berufen fühlen von der christlichen Gemeinde, die ihm die Verkündigung des Evangeliums an Schülerinnen und Schüler anvertraute.

Schüler und Schülerinnen werden bei diesem Verständnis nicht als Schüler und Schülerinnen, als Lernende angesprochen, sondern als Hörer und Hörerinnen der Verkündigung, als getaufter Christen, denen die frohe Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders zugesprochen wird.

6. Obwohl die Evangelische Unterweisung ein in sich sehr durchdachtes und stimmiges religionspädagogisches Konzept entwickelte, traten dennoch zunehmende Schwierigkeiten auf bei der Beantwortung der Frage: Was bleibt von Jesus Christus?

Die Barmer Theologische Erklärung und damit verbunden die christologischen Überlegungen Karl Barths waren aus der Situation der Auseinandersetzung mit dem Totalitätsanspruch der nationalsozialistischen Diktatur erwachsen und spiegelten Not- und Hoffnung, Lebenssituation und Glaube der Widerstandsgeneration.

Nach dem Ende der Diktatur entwickelte eine neue Generation ein neues Lebensgefühl, suchte neue Perspektiven. Theologische Fragen und Probleme, die in der Zeit der Unterdrückung zurückgetreten waren, erhielten neue Relevanz.

An die Stelle der Verkündigung der "Königsherrschaft Christi" trat die wissenschaftliche Auseinandersetzung um die historisch kritische Exegese der biblischen Botschaft. Dabei erregte die Frage: Was bleibt von Jesus Christus? die Gemeinden mit solcher Heftigkeit, dass viele um die Einheit der protestantischen Kirche fürchteten.

Auch wenn es oft ganz anders zu sein scheint, Schülerinnen und Schüler erwarten, dass es in der Schule etwas zu lernen gibt. Wer ihnen das verweigert, handelt sich früher oder später Schwierigkeiten ein. Dies machte auch der Evangelischen Unterweisung zunehmend zuschaffen.

So schreibt Martin Stallmann: "Daß der Religionsunterricht unbeliebt ist, daß er womöglich das ausdrücklich mit Abstand als das unbeliebtteste Fach gilt, hängt in erster Linie damit zusammen, daß er die Schüler langweilt."⁹ Und: "Die Erfolglosigkeit des Religionsunterrichts besteht nicht nur darin, daß im praktischen Verhalten zu Kirche und Christentum bei den Schülern nach der

Schulentlassung keine Wirkungen zu erkennen sind, sondern, daß auch keine Kenntnisse haften bleiben.“

Wenn unser Analyse stimmt, dann genügt es nicht, daß Religionslehrerinnen und Lehrer eine eindeutige Antwort auf die Frage: Was bleibt von Jesus Christus? finden. Ihre Antwort und die Form in der sie vermittelt wird muß es vielmehr Schülerinnen und Schülern ermöglichen, in ihrer jeweiligen Situation auf ihre Fragen und Probleme eine eigene Antwort zu finden.

Das ist jedoch kaum dadurch zu erreichen, daß sie in die passive Zuhörerrolle gedrängt werden. „Anpredigt“ zu werden und die damit verbundene Kommunikationsstruktur ist nicht erst heute für junge Menschen eine Horrorgestaltung. Schülerinnen und Schüler suchen nach eigene Antworten und trauen sie sich zu. Vielleicht sind sie dabei oft allzu optimistisch. Die Antworten der Erwachsenen sind für sie nicht ohne Interesse. Wenn auch nur, um sich zunächst davon zu distanzieren, um im Widerspruch eigene, neue Perspektiven entwickeln zu können.

7. Diese Beobachtungen und Überlegungen haben in der Folgezeit den religionspädagogischen Neuanfang bestimmt, der unter der Bezeichnung **„Hermeneutischer Religionsunterricht“** bekannt geworden ist.

Bis Mitte der sechziger Jahre wandelte sich das politische und geistige Klima in der Bundesrepublik gegenüber der unmittelbaren Nachkriegszeit grundlegend. Wirtschaftswunder, internationale Anerkennung und neues Selbstbewußtsein prägten, ja, beflügelten das Selbstverständnis der westdeutschen Gesellschaft.

Die in dieser Zeit diskutierten pädagogischen Konzepte und das Verständnis von Schule knüpften da an, wo die Nationalsozialisten die pädagogische Diskussion 1933 abgebrochen hatten. Schule und Pädagogik wurden von einem geisteswissenschaftlichen Ansatz bestimmt, der auf ‚Verstehen‘ zielt und dessen grundlegende Methode die Hermeneutik war.

Indem Schule versucht, Schülerinnen und Schülern die Inhalte der Kultur zu erschließen, hofft sie, diese für das Leben in dieser Kultur zu erschließen. Ziel ist Bildung, und *„Bildung ist der Zustand, in dem man Verantwortung übernehmen kann,“* formuliert Erich Weniger.¹⁰

In dieser Zeit meldet sich eine neue Generation von Religionspädagogen zu

Wort, die den Religionsunterricht nicht länger von der Kirche, sondern von der Schule her begründen will.

Ausgehend von den exegetischen Arbeiten Rudolf Bultmanns wollen Martin Stallman und Gert Otto zum Beispiel das Evangelium im schulischen Bereich nicht länger verkündigen, sondern Schülerinnen und Schüler in den Prozeß der Auslegung der Überlieferung einbeziehen, ja, sie sollen – wo immer möglich -selbst Subjekt dieser Auslegung werden.

Wollte die evangelische Unterweisung durch liturgische Rahmung, durch Lied und Gebet ihren Unterricht als Gottesdienst gestalten, gerät der Religionsunterricht nun in die Nähe wissenschaftlicher Proseminare.

Eingeführt wird in die Probleme der synoptischen Überlieferung ebenso wie in die Quellenscheidung des Pentateuchs. Und dies nicht etwa nur in der Oberstufe des Gymnasiums. Schon Grundschüler erarbeiten historisch gesellschaftlichen Hintergründe der beiden Schöpfungsberichte und vergleichen sie mit den Schöpfungsmythen von Amazonasindianern, denken darüber nach, warum Lukas und Matthäus die Weihnachtsgeschichte so verschieden erzählen.

Während Friedrich Hahn als Vertreter der Evangelischen Unterweisung noch eindeutig erklären kann: *“Unsere Aufgabe und unser Ziel ist es: Hinweisen auf den Christus Gottes, die Hörer unter das Evangelium, unter den Mann am Kreuz zu weisen...”*¹¹ formuliert Thomas Bruinier in seinem bekannt gewordenen Unterrichtsprojekt: “Jesus – Sohn Gottes” ganz im Sinne des hermeneutischen Ansatzes die Lernziele seines Religionsunterrichts: Die Schülerinnen und Schüler sollen *“... 4. Erkennen, daß Jesus mehrdeutig war uns ist. 5. Die Ursprünge des Würdenamens “Sohn Gottes” aufzeigen können. 6. Erkennen, daß Jesus auch als “Sohn Gottes” mehrdeutig bleibt.”*¹²

Um Schülerinnen und Schüler in den Prozeß des Verstehens der Überlieferung von Jesus Christus einzuführen, um ihnen deutlich zu machen, dass der Verlust der Eindeutigkeit nicht ein Problem der religiösen Überlieferung sondern ein Grundproblem menschlichen Verstehens ist, hatte Thomas Bruinier einen überzeugenden didaktischen Einfall.

Weil sich in den unterschiedlichen Bezeichnungen, die einem Menschen geben werden, die unterschiedlichen Erfahrungen mit diesem Menschen widerspiegeln, sollten zu Beginn des Unterrichtsvorhabens Bilder von bekannten Persönlichkeiten gezeigt werden, zu denen die Schülerinnen und Schüler frei assoziierend Namen und Bezeichnungen nennen sollten.

Ziel dieses Lernschrittes war, zu verstehen, daß sich in unterschiedlichen

Bezeichnungen eines Menschen unterschiedliche Erfahrungen mit diesem Menschen ausdrücken.

Als Beispiel legte Bruinier seinem Unterrichtsentwurf ein Bild des damaligen Bundeskanzler Willi Brand bei, zu dem die Schüler Bezeichnungen wie: Bundeskanzler, Vater, Parteivorsitzender, mein Mann, Freund, der Rote usw... assoziieren sollten.

Soweit kam es dann aber kaum. Schon wenige Tage nach Erscheinen der Materialien kochte die Republik und das PTI Kassel hatte seinen bundesweiten Skandal, der es weit über die Grenzen von Kurhessen und Waldeck hinaus bekannt machte.

Wer auch immer als erster gesehen hatte, dass in einem Materialheft für den Religionsunterricht unter dem Titel: Jesus -Sohn Gottes? ein Bild von Willi Brandt abgedruckt worden war, er hat sich jedenfalls nicht die Zeit genommen den Begleittext zu lesen oder er hat ihn einfach nicht verstanden. Jedenfalls erhob sich ein republikweiten Proteststurm: Im Religionsunterricht Kasseler Prägung wird Willi Brandt als der neue Heiland angepriesen.

Ich habe diese Geschichte so ausführlich dargestellt, um die Schwierigkeiten des Hermeneutischen Religionsunterrichts gerade im Blick auf unsere Frage: Was bleibt von Jesus Christus? deutlich zu machen.

Zu einen geht, und das ist ja bewußt gewollt, die Eindeutigkeit verloren, mit der die Evangelische Unterweisung von Jesus Christus, reden, verkündigen predigen konnte. An die Stelle der Eindeutigkeit tritt die Forderung, sich auf einen schwierigen sehr differenzierten Verstehensprozeß einzulassen und die Mehrdeutigkeit seiner Ergebnisse zu akzeptieren.

Was sich in dem öffentlichen Proteststurm über Bruniers Unterrichtsentwurf zeigt, kennzeichnet die Situation im Blick auf das Konzept des Hermeneutischen Religionsunterrichts. Nicht nur die Öffentlichkeit stand völlig hilflos vor diesem Konzept, nein, auch und besonders viele der Religionslehrer und Religionslehrerinnen waren sowohl theologisch als auch religionspädagogisch völlig überfordert.

Im Bewußtsein der Schülerinnen und Schüler blieb von Jesus Christus nur, dass die mit ihm zusammenhängenden Probleme unendlich kompliziert und offensichtlich Fragen sind, die ausschließlich Theologen interessieren, verstehen und beantworten können.

Wenn wundert's, daß die Parolen der protestierenden 68iger Studenten: "Laßt

euch nicht länger manipulieren, verlaßt massenhaft den Religionsunterricht!“ von ganzen Schulklassen befolgt wurden und das Ende des Religionsunterrichts in der Schule zu signalisieren schienen.

8. Wer das befürchtete, hatte wohl nicht mit der Kreativität der Religionspädagogik gerechnet.

Schon 1968 hatte Hans Bernhard Kaufmann gefragt: Muß die Bibel im Mittelpunkt des Religionsunterrichts stehen?¹³ und Karl Ernst Nipkow¹⁴ vorgeschlagen, die Zahl der biblischen... Stoffe zu reduzieren und im Religionsunterricht einen *“zweiten didaktischen Grundtypus: Unterricht über das Christsein und Menschsein in der Gegenwart”* anzustreben.

Dies war die Geburtsstunde des **Problemorientierten Religionsunterrichts**, der in den Folgejahren die Diskussion in einer Fülle von Varianten bestimmte: als schülerorientierter, sozialisationsbegleitender, sozialtherapeutischer, gesellschafts- und ideologiekritischer.

Nicht länger sollten Stoffe und Inhalte den Unterricht bestimmen, sondern die Fragen und Probleme der Schülerinnen und Schüler sollten von ihnen selbst thematisiert und eigene Lösungen gefunden werden. “Schüler, Situation und Thema”, meint Peter Biehl, sind “selbst primär ‚Gegenstand‘ des Unterrichts, während die Inhalte Medienfunktion im Lernprozeß haben, mit deren Hilfe Denkprozesse gefördert, Vorstellungen und Einstellungen geklärt, Situationen und Verhaltensweise verändert werden.”¹⁵

So verloren nicht nur Stoffe und Inhalte ihren Eigenwert sondern die gesamte christliche Überlieferung wurden allein unter dem Gesichtspunkt betrachtet, ob sie einen Beitrag zur Lösung der anstehenden Fragen und Probleme leisten könnten. Karl Bernhard Kaufmann erklärte: “Die traditionelle Mittelpunktstellung der Bibel als Gegenstand und Stoff des RU ist ein Selbstmißverständnis und weder theologisch noch didaktisch gerechtfertigt.”¹⁶

Gert Otto ging noch einen Schritt weiter und meinte: “Als Korrektiv ist stets die Frage wachzuhalten, ob denn der Umweg über den fernen historischen Text zur Erhellung der Situation überhaupt nötig ist. Nur wenn diese Frage positiv beantwortet werden kann, ist die Einbeziehung des biblischen Textes vertretbar.”¹⁷

Nun wäre es sicher falsch, zu meinen, dass die akademische religionspädagogische Diskussion, so wie sie in Vorträgen, bei Tagungen und in Veröf-

fentlichungen stattfindet, in der jeweiligen Zeit auch den Religionsunterricht in den Schulen bestimme.

Eher ist das Gegenteil der Fall. Aber Tendenzen und Einzelzüge, besonders, wenn sie der Situation in den Schulen und den jeweiligen Motivationen von Schülerinnen und Schülern, Lehrerinnen und Lehrern entgegenkommen setzen sich doch durch, werden zum main-stream.

Das gilt besonders vom problemorientierten Ansatz des Religionsunterrichts. Positiv gesehen, nimmt er das Bedürfnis von Schülerinnen und Schülern auf, einmal möglichst ganz ohne Leistungsdruck über Dinge reden und sich mit anderen austauschen zu können, die sonst in der Schule nicht thematisiert werden.

Den Lehrerinnen und Lehrern gibt er positiv die Möglichkeit mit ihren Schülern auf einer Ebene der Vertrautheit ins Gespräch zu kommen, die sonst das Miteinander von Lehrern und Schülern kaum kennzeichnet. Aber der problemorientierte Ansatz bietet Religionslehrern und Religionslehrerinnen auch die Möglichkeit, der ungeliebten Auseinandersetzung über den Stellenwert und die Bedeutung der christlichen Überlieferung weiträumig aus dem Weg zu gehen.

Was bleibt von Jesus Christus? unsere Ausgangsfrage brauchen wir im Blick auf den Problemorientierten Ru kaum zu stellen. Eine Antwort gibt die zu Eingang zitierte Jugendbefragung von Heiner Bartz. Wo die Eltern und Schule, wo die Religionspädagogik sich verweigert, versuchen Jugendliche eine eigene Antwort mit Hilfe der Informationsmöglichkeiten, die ihnen zur Verfügung stehen: Am ehesten Bravo, Spiegel und Stern.

Sollte einer von ihnen auf die Idee kommen, sich im Internet orientieren zu wollen, wäre die totale Konfussion vorprogrammiert. Ich habe unser Stichwort "Jesus Christus" in MetaGer, die Supersuchmaschine der Universität Hannover, eingegeben. Nach 20 Sekunden als maximaler anfänglicher Suchzeit standen mir 55032 Einträge zur Information zur Verfügung. Ich habe nicht versucht, einen Durchblick durch dieses Angebot zu bekommen.

9. Alle religionspädagogischen Modelle, die in diesem Vortrag erwähnt wurden sind älter als 10 Jahre, aber sie haben die Ausbildung der gegenwärtig unterrichtenden Religionslehrer- und Lehrerinnengeneration bestimmt, und das macht ihre andauernde Relevanz aus. Gibt es nichts Neues? Was bleibt zu tun?

Viele finden in der von Hubertus Halfas und anderen entwickelten Symboldidaktik neue Perspektiven. Im Zeichen des Zeitalters des Wassermanns wird versucht, bei Schülerinnen und Schülern die Fähigkeit zu wecken, mit dem dritten Auge zu sehen. Damit ist jener Blick gemeint, der hinter die Alltagsgestalten dieser Welt sieht und den geistigen Sinn der Dinge erfaßt, das Licht in der Finsternis.

Aber die Hoffnung, hier würden neue Zugänge zur biblischen Überlieferung geschaffen, erfüllt sich nur sehr zögerlich. Vom ‚Sprung in den Brunnen‘, von dem dringend abzuraten ist, zum Symbol Baum, Weg oder Brücke über das Brot bis zum Licht in der Finsternis eröffnet die Symboldidaktik Schülerinnen und Schüler vielfältige Zugänge zu überlieferten Bildern und Sprachspielen. Zum Kern christlicher Überlieferung zu Jesus Christus und den großen Zusammenhängen der biblischen Tradition dringt sie jedoch nur sehr selten vor.

10. Während in der religionspädagogischen Diskussion ein Vielzahl von Entwürfen und Modellen einen zukünftigen ‚kooperativen‘ ‚interkonfessionellen‘, ‚konfessionell-kooperativen‘ oder ‚ökumenischen‘ Religionsunterricht für die Zusammenarbeit zwischen evangelischen und katholischen Religionspädagogen voranzutreiben suchen, entstand in den Schulen unter dem Druck der Verhältnisse die Praxis **Interreligiösen Religionsunterrichts**: das bezeichnet konkret einen Unterricht in dem nicht nur Kinder evangelischen und katholischen Bekenntnisses gemeinsam lernen, sondern auch Kinder aus anderen Religionen - konkret weithin Kinder aus muslimischen Familien – und Kinder ohne religiöses Bekenntnis

Den Verdacht hier handele es sich um ein Projekt mit rein verwaltungsvereinfachendem Charakter – nach der gültigen Gesetzeslage muß der Unterricht getrennt nach Religionsgemeinschaften gehalten werden, was oft große stundenplantechnische Anstrengungen erfordert – diesen Verdacht weisen die beteiligten Schulleitungen und Fachkonferenzen empört zurück. Sie verstehen diesen Unterricht vielmehr als Beitrag zur Einübung in das gemeinsame Leben in einer multikulturellen Gesellschaft, das vor Schülerinnen und Schülern liegt.

So fordert zum Beispiel der neue Hessische Rahmenplan Grundschule: Die Ausbildung von interkulturellem Verständnis und Toleranz gegenüber Fremdem und Fremdartigen erfordert – insbesondere angesichts der Anwesenheit ausländischer Kinder und im Hinblick auf die europäische Vereinigung – eine möglichst frühe Begegnung mit fremden Sitten, Gebräuchen und Sprachen.”¹⁸

Was wohl seinen Ausgangspunkt bei der "guten" Zielperspektive: "Miteinander leben lernen" und deren kräftige Unterstützung durch die damit verbundene "Verwaltungsvereinfachung" hatte, schlägt sich inzwischen auch in der religionspädagogischen Diskussion und Literatur nieder.

An einem konkreten Unterrichtsprojekt möchte ich skizzenhaft einen Entwurf zu interreligiösem Religionsunterricht vorstellen und nach seinen Möglichkeiten und Grenzen fragen.

Ziel des von einer Gruppe Religionslehrern entwickelten und vom Pädagogisch-Theologischen Institut Hamburg veröffentlichten Unterrichtsentwurfs für das 3.-6. Schuljahr: "**Jesus und Mohammed**"¹⁹ ist es: *"Daß die Schülerinnen und Schüler wesentliche Elemente von Christentum und Islam so kennenlernen, daß sie sie miteinander vergleichen und aufeinander beziehen können... Aus dieser Einsicht folgt, daß die **komplizierten Religionssysteme von Christentum und Islam verantwortungsvoll reduziert** werden auf **gemeinsame Wesenszüge.**"*

Interessant ist es, daß die Verfasser des Entwurfs davon ausgehen, *"daß vor allem bei den deutschen Schülerinnen und Schülern, aber auch bei einem Teil der islamischen Kinder, kein eindeutiges und explizites Vorwissen um den religiösen Bestand der je eigenen Kulturtradition vorliegt. Man wird damit rechnen müssen, daß der Religionsunterricht in der Schule die erste klare Begegnung vieler Schülerinnen und Schüler mit Religion ist."*²⁰

Der Entwurf: *Jesus und Mohammed* will Schülerinnen und Schülern helfen, durch *Herausarbeiten von Gemeinsamkeiten*, den jeweils anderen besser zu verstehen.

Wie sollen die gesuchten Gemeinsamkeiten aber herausgearbeitet werden? Was wollen die Autoren, nachdem sie Christentum und Islam "*verantwortungsvoll reduziert*" haben, daß Schülern, die nach ihrer Analyse "*kein eindeutiges und explizites Vorwissen*" haben, ja für die dieser Unterricht "*die erste klare Begegnung mit Religion ist*", daß diese Schüler lernen sollen?

In den Worten der Autoren: Es "*soll ein wichtiger gemeinsamer Wesenszug der ‚Verkündigung‘ beider Religionsstifter herausgearbeitet werden, den wir hier als ‚Füreinander sorgen‘ bezeichnen. Die Schülerinnen und Schüler sollen erkennen, daß das ‚Füreinander sorgen‘ ein Gebot ist, das auf Jesus und Mohammed direkt zurückgeht und ein Grundmerkmal in der christlichen und islamischen Glaubensgemeinschaft darstellt.*"²¹

Da mir zum Thema "Sorgen" im Blick auf die Verkündigung Jesu nur die Berg-

predigt und ihr vielfältiges “Sorget Euch nicht!” einfiel, habe ich meinen eigenen Kommentar zunächst zurückgestellt und einen kompetenten Vertreter des Islams in Deutschland²², der hier in Kassel einen Lehrauftrag wahrnimmt, um seine Meinung aus islamischer Sicht gebeten.

Für ihn als Muslim ist die Darstellung des Propheten völlig inakzeptabel, weil allzusehr aus christlicher Sicht und daher auch historisch kritisch gesehen und religionswissenschaftlich orientiert. Eine wie auch immer geartete Gleichsetzung Mohammeds und Jesu als Religionsstifter ist für den Islam nicht denkbar.

Darüberhinaus beschreibt ‚Füreinander sorgen‘ kaum hinreichend, was Muslime meinen, wenn sie “von dem, was GOTT in seiner Gnade gab, selbst geben”.

Aus meiner Sicht scheint es bei allen möglichen Differenzen unter uns Theologen ebenfalls kaum denkbar, “Füreinander sorgen” als Wesenszug der Verkündigung Jesu zu bezeichnen und damit auch nur ansatzweise Antwort auf unsere Frage: Was bleibt von Jesus Christus? zu geben.

Der Entwurf “Jesus und Mohammed” zeigt eine Grundtendenz interkultureller, interreligiöser Konzepte, wie sie zur Zeit in Mode sind. Auf der Suche nach Gemeinsamkeiten zwischen den Religionen werden deren Inhalte von Außenstehenden bis zur Banalität reduziert, in der Hoffnung, dass die Entdeckung auch noch so marginaler Parallelitäten Verstehen anbahnen und damit einen Beitrag zum angestrebten gemeinsamen Leben ermöglichen könnten.

11. Ich weiß nicht, ob ich die Dinge allzu kritisch oder aus einer falschen Perspektive sehe? Aber nach diesem Rundgang durch die religionspädagogischen Entwürfe der letzten Jahrzehnte wurde deutlich, daß von “religiöser Erziehung – ohne Erfolg?” im Blick auf unsere Ausgangsfrage, : Was bleibt von Jesus Christus? nicht wirklich die Rede sein kann.

Vielmehr scheint es, als gäbe es geradezu quer durch die religionspädagogischen Konzeptionen und Entwürfe, die gemeinsame Vorstellung, von Jesus Christus könne, ja, müsse man – wenn überhaupt – so - versuchen wir es positiv auszudrücken – als müsse man von Jesus Christus im Religionsunterricht so “differenziert”, um nicht zu sagen “kompliziert” reden, dass Schülerinnen und Schüler kaum etwas behalten oder lernen könnten. Dass dieses Ergebnis sich bei Schülerbefragungen empirisch belegen läßt ist kein Trost, sondern bestätigt die Misere.

Ist dies das letzte Wort? Oder lassen sich Perspektiven andeuten, Wege aufzeigen?

11. 1. Der Kern des Problems liegt meiner Meinung nach nicht bei der jungen Generation, sondern bei uns. Religionslehrerinnen und Religionslehrer, Pfarrerinnen und Pfarrer, christliche Väter und Mütter, die sich um die religiöse Erziehung ihrer Kinder Gedanken machen, haben selbst bisher kaum den Schock der historisch kritischen Betrachtung der christlichen Überlieferung verarbeitet.

Das ist ihnen kaum als Schuld anzurechnen, zumal die theologischen Disziplinen diese Frage und mögliche Antworten und damit verbundene Probleme entweder hinter ihrer jeweiligen Fachsprache vernebeln oder in Konkurrenz zu Augstein als Sensationen zur eigenen Profilierung auf den Markt werfen.

So völlig verunsichert wird religiöse Erziehung problemorientiert und die biblische Überlieferung nur dort aufgenommen, wo sie als "Problemlösungspotential" distanziert und gefahrlos eingesetzt werden kann.

Wichtigste Aufgabe wäre für alle religionspädagogisch Engagierte, - - wie Religionslehrerinnen und Religionslehrer, Studentinnen und Studenten - das eigene Verhältnis zur biblische Überlieferung zu klären und diese Klärung in die Alltagsdiskussion einzubringen. Das meint Lernen, mit anderen darüber zu reden, sich auszutauschen, diskussionsfähig zu werden.

Dabei kann es weder darum gehen, dieser Überlieferung eine besondere göttliche, d.h. nicht hinterfragbare Autorität zuzusprechen, noch darum, sie abzuwerten, weil sie nicht aus unserer Lebenssituation erwachsen ist.

Für mich repräsentiert diese Überlieferung die Erfahrungen vieler Generationen, mit denen ich in einem Diskussionsprozeß eintreten kann, wenn ich nach dem Leben frage. Ich halte diese Überlieferung für einen wertvollen Schatz, zu dem ich meinen Kindern und Schülerinnen und Schülern viele eigene Zugänge eröffnen möchte.

11. 2. Wir sollten uns darüber verständigen, dass es primär nicht Schülerinnen und Schüler sind, die im Religionsunterricht die biblische Überlieferung ablehnen, sondern verunsicherte und inzwischen wohl auch oft uninformierte Religionspädagogen. Wer die Ziele und Inhalte, die er unterrichten soll, nicht richtig kennt, sie nicht für "wichtig" und für unbedingt "wissenswert", ja, "lebensnotwendig" hält, wird Schülerinnen und Schüler kaum motivieren können, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Andererseits gibt es kaum Fragen

und Probleme für die Schüler sich nicht motivieren lassen, wenn sie spüren, daß Lehrerinnen und Lehrer mit Engagement und Überzeugung von ihrer Wichtigkeit vortragen.

Wenn sich an den Problemen und der Misere der Religionspädagogik von denen hier die Rede ist, etwas ändern soll, brauchen wir in der Hochschule, in den Studienseminaren und den Päd.-Theolog. Fortbildungsinstituten Lehrer und Ausbilder, die Studenten und Studentinnen, Referendare und Referendarinnen, Religionslehrerinnen und Religionslehrer motivieren, aus- und weiterbilden können, sich mit diesem Problemkreis auseinanderzusetzen, um zu lernen, ihre eigene Lösung zu finden.

11. 3. Und in den Schulen, im Religionsunterricht? Ohne die problemorientierten Projekte und symboldidaktischen Ansätze in Frage zu stellen, die den Religionsunterricht in der Grundschule bestimmen, oder die vielfältige Versuche, einer Wissenschaftspropädeutik in Mittel- und Oberstufe, scheint mir ein einfaches Kennenlernen biblischer Geschichten durch Erzählen ebenso wichtig wie die Erarbeitung von Orientierungspunkten und Arbeitsweisen zur Klärung zentrale Fragen in der Mittel und Oberstufe.

Ich möchte das an einem Beispiel deutlich machen. Als wir den Rahmenplan Grundschule²³ erarbeiteten, kam es innerhalb der Kommission zu einer heftigen Auseinandersetzung, ob biblische Geschichten für sich allein zum Thema des Unterrichts gemacht werden dürften, oder ob dies grundsätzlich nur im Kontext von Schülerproblemen und entsprechenden Unterrichtsvorhaben möglich sei.

Wir haben dann schließlich durchgesetzt, daß neben den problemorientierten Projekten in jedem Schuljahr drei biblische Erzählkreise in den Lehrplan aufgenommen wurden:

Die Josefsgeschichten, Abraham, Jesus und seine Jünger, Apostelgeschichten, Schöpfungs- und Mosegeschichten sollten im 1. Und 2. Schuljahr erzählt, *Jakob und David, Jesus und die kleinen Leute, Exodus, Urgeschichten und die Apostel ziehen in die Welt* im 3. Und 4. Schuljahr thematisiert werden.

Uns schien es wichtig, den Religionslehrerinnen und Lehrern zu empfehlen, diese Geschichten den Kindern zu erzählen, Schülerinnen und Schüler zu motivieren, sie kennenzulernen, sich mit ihnen in vielfältigster Form zu identifizieren und auseinanderzusetzen ohne dass wir dies von der situativen Verwertbarkeit als der Überlieferung als Problemlösungspotential abhängig machen.

Schüler müssen lernen, ihre Probleme zu artikulieren, mit anderen über das zu reden, was sie bewegt. Aber diese Problemorientierung sollte sich im Problemhorizont der Schüler bewegen. Der in der Grundschule kann nicht versuchen, die zukünftigen Lebensprobleme vorwegzunehmen oder gar abschließen. Für die weitere Diskussion aber ist es sinnvoll, Schülerinnen und Schülern biblische Geschichten mitzugeben, auf die sie später zurückgreifen können.

Vielleicht kann so der Grundstock neuer Antworten auf die Frage: Was bleibt von Jesus Christus? gelegt werden, und Schülerinnen Schülern erinnern sich, wenn sie nach Jesus gefragt werden an die eine oder andere Geschichte, die ihnen ihre Religionslehrerin, ihr Religionslehrer erzählt hat und zu deren Tiefe und Bedeutung sie im Religionsunterricht durch Interpretation und Auslegung schon einen ersten Zugang gefunden haben.

¹ Heiner Barz: Jugend und Religion, Opladen 1992.

² Zitiert nach: Manfred Mezger: Mit Schülern von Gott reden – was heißt das? In: Theologia Practica, 1968, S. 156ff.

³ Rudolf Schmitt: Religiöse Erziehung ohne Erfolg, Weinheim 1971.

⁴ Schmitt, Seite 189.

⁵ Helmuth Kittel: Vom Religionsunterricht zur Evangelischen Unterweisung, Hannover 1957³, S. 10.

⁶ Karl Barth: Kirchliche Dogmatik, Zürich 1938, Bd. I/2, S.330.

⁷ Hrg.: Karl Immer: Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche Barmen 1934, Barmen 1934, S.9.

⁸ Immer, S.9.

⁹ Martin Stallmann: Evangelischer Religionsunterricht, Düsseldorf 1968, S.13.

¹⁰ Erich Weniger: Die Eigenständigkeit der Erziehung in Theorie und Praxis, Weinheim o.J., S. 138.

¹¹ Friedrich Hahn: Das Neue Testamen – Evangelische Unterweisung I.Teil, Weinheim 1962, S.11

¹² Thomas Bruinier: Jesus – Sohn Gottes? Ein Unterrichtsprojekt für die Sekundarstufe, in: Informationen zum Religionsunterricht, Heft 2/1971, S. 19 ff.

¹³ Hans Bernhard Kaufmann: Muß die Bibe im Mittelpunkt des Reigionsunterrichts stehen? In: Schule und Kirche vor der Aufgabe der Erziehung, hrsg. v. Gert Otto und Hans Stock, Hamburg 1968, S. 79ff.

¹⁴ Karl enrnst Nipkow: Christlicher Glaubensunterricht in der Sekularität, in: Der Evangelische Erzieher 1968, S. 169.

¹⁵ Peter Biehl: Zur Funktion der Theologie in einem themenorientierten Religionsunterricht, in: Hans- Bernhard Kaufmann (Hrsg.), Streit um den problemorientierten Unterricht in Schule und Kirche, Frankfurt a.M. 1973, S.65.

¹⁶ Kaufmann, S. 79.

¹⁷ Gert Otto u.a.m: Neues Handbuch des Religionsunterrichts,Hamburg 1972 ⁴, S. 333.

¹⁸ Hessisches Kultusministerium: Rahmenplan Grundschule, Wiesbaden 1995, S.8.

¹⁹ Eva Jürgensen (Hg.): Jesus und Mohammed, Lahr 1993

²⁰ Jürgensen, S.5.

²¹ Jürgensen, S.17.

²² Wolf D. Ahmed Aries

²³ Hessisches Kultusministerium (Hrsg.): Rahmenplan Grundschule, Wiesbaden 1995.